

# Ihr Körper, die Herberge der Krankheit

**Abschied** Justine Lévy's autobiografischer Roman „Schlechte Tochter“ zeugt von einer schlimmen Mutterbeziehung. *Von Barbara Schaefer*

Eine Suada mit grotesken Einsprengeln, ein gehetzter innerer Monolog, ein atemloses Flehen um Liebe, das zusammengenommen hat Justine Lévy einen „Roman“ genannt, und er heißt „Schlechte Tochter“. Die Ich-Erzählerin Louise ist schwanger, sie bekommt eine Tochter. Zur selben Zeit liegt ihre eigene Mutter im Sterben; Alice hat Krebs. Lévy-Leser kennen das Personal aus den vorigen Romanen der jungen französischen Autorin – und tout France kennt die realen Personen, die sich dahinter wohl verbergen: Justine Lévy, geboren 1974, ist die Tochter von BHL, dem berühmten Philosophen Bernard-Henri Lévy, ihre Mutter Isabelle Doutreligne starb vor einigen Jahren. Da war Justine Lévy schwanger.

Die Autorin macht es dem Leser schwer, ihren Roman als solchen aufzufassen und nicht hinter jedem Satz reale Zustände im Hause Lévy zu wittern. Leichte Lektüre ist es ohnehin nicht. Der Gang durch die

Krebsbaracke, ein geradezu zwanghaftes Benennen von Details, Körperflüssigkeiten, Frauensachen. Die Ärzteodyssee führt Louise mit ihrer Mutter zum „Superdoc“, der sich den Namen der Mama nicht merken kann. Er nennt sie Madame Doutreligne, Doutredigüe, und die Tochter nimmt sich vor, am Ende der Untersuchung zu brüllen: „Sie heißt Doutreligne, Idiot!“

„Krebs Aszendente Metastase“: einmal ins Leben eingedrungen, scheint es kein anderes Thema zu geben. Dabei sorgt sich Louise um ihre ungeborene Tochter, sie befürchtet, zu viel Alkohol getrunken, zu viel Tabletten genommen zu haben. Sie überrascht ihren Mann mit einer Reise nach Rom. Sie will, dass ihr Mann eine andere Louise kennenlernt „als die unmögliche Louise“, die abstürzt und durchhängt.

Lévy schildert ihr Alter Ego als eine Frau, die nichts auf die Reihe bekommt. Sie könne nicht einmal Kaffee kochen, wisse nicht, wie und wohin mit dem Filter, dem

Kaffeepulver, dem Wasser. Kann es derart für den Alltag unbegabte Menschen geben?

Die Reise ist eine Flucht, Louise will der Traurigkeit entkommen, diese soll bei der Mutter im Krankenhaus bleiben. Die Mama, die in teuren Restaurants Pelzmäntel kauft; um die sie ihre Freundinnen beneidet. Denn das Kind Louise durfte lange aufbleiben, Lederstiefel anziehen – und war dennoch vernachlässigt. Sie sehnt sich als Erwachsene nach Normen, nach „millimetergenau geregelten Zeitabläufen“.

All das klingt mehr nach schlechter Mutter als nach schlechter Tochter, doch Louise ist voller Schuldgefühl, fühlt sich verantwortlich dafür, dass ihre Mutter, das vielbeschäftigte Model, später die haltlose Herumtreiberin, keine gute Mutter sein konnte. Nun will sie allen Ansprüchen genügen, will perfekt sein in den Rollen als Tochter, Ehefrau, werdende Mutter, eine junge Frau, die sich in Depressionen zerfleischt. Sie schafft es nicht, der Mutter zu erzählen, dass sie – gerade jetzt – ein Kind erwartet: „Hätte ich vor Mamas Augen gewagt, eine gute Mutter zu sein?“

Justine Lévy's Sprache ist frei von Pathos. Atemlos prescht sie durch tieftraurige und tief depressive Wellen, die mit grotesken Situationen wechseln. Sie hält es nicht mehr aus, dass dieser Körper ihrer Mama, „die Herberge des Krebses“, einfach nicht stirbt. Zugleich ist ihr genau dies unvorstellbar. Der Himmel könne doch auch nicht sterben. Oder der Mond.

So liest sich das Buch als schmerzhafter Schrei nach Liebe in der Trauer um die verlorene Mutter. Darin mischt sich Trauer um das eigene versauerte Leben. Louise sucht verzweifelt nach einem Sinn, im Leben wie im Tod. Ist sie schuld am Tod der Mutter? Hat sie sich nicht genug um sie gekümmert? Louise kann die Sinnlosigkeit des Lebens nicht akzeptieren, die Zufälle der Zeitläufte. Man kann Justine Lévy nur wünschen, dass es ihr mit diesem langen Monolog gelungen ist, diese „abgrundtiefe Reue“ schreibend an Louise abgegeben zu haben.

**Justine Lévy: Schlechte Tochter.** Roman. Übersetzt von Claudia Steinitz. Kunstmann Verlag, München. 175 Seiten, 17,90 Euro.

## Das Selligericht

### Adam im Wolfspelz

**Männer** Sie sind duldsam und ertragen still, welche Rollen sie in Büchern spielen müssen: mal Werwolf, mal Scheißkerl.

*Von Martin Hohnecker*

Werwölfe? So nannte SS-Himmler seine Endzeitpartisanen; so nannten die Germanen Männer („Wer“), die sich bei Vollmond in reißende Wölfe verwandeln. Solche Alpträume geistern auch durch Frankreich, wo man sie „Loup garou“ ruft. Damit wären wir auf einem kleinen Umweg bei Leonie Swann und ihrem Nachfolger von „Glennkill“ gelandet: bei „Garou“ (Goldmann, 19,95 Euro. „Spiegel“-Bestseller Belletristik Platz 3).

In der Literatur, ob Christian Morgenstern, ob Stephen King, wimmelt es von diesen blutrünstigen Zwittern. Und es bedurfte nur ein wenig Schafsgeduld, bis Leonie Swann ihre vierbeinigen Kriminalisten auf einen solchen Plaggeist ansetzte. „Glennkill“-Freunde erkennen sie wieder, das Gedächtnisschaf Mopple the Whale, die kluge Miss Maple, den leicht debilen Leitwider Sir Ritchfield. Doch um eines der scharfsinnigen Tiere zu zitieren: „In diesem Buch ist etwas anders.“

#### Widder voller Wollensstärke

Anders? Die Herde der jungen Rebecca grast statt im grünen Irland in der winterweißen Bretagne. Neues Schafpersonal hat sich eingefunden und fühlt sich unwohl nahe einem französischen Schloss, das einmal eine Nervenheilanstalt beherbergte. Die menschlichen Randfiguren vom Gesichtschirgen bis zum Mafiaboss sind unheimlich, eine Ziegenherde steuert ihren „Meckernismus“ bei, und Widder wie Lämmer brauchen „Wollensstärke“, um nicht Mut und Leben zu verlieren. Nur Miss Maple hegt den Verdacht, dass der Garou „kein echter, sondern ein gespielter Wolf ist“.

Wieder ein tierischer Thriller also. Leider erreicht der Aufguss nicht das Original. Swanns Ehrgeiz, die Handlung raffiniert, den Stil literarischer zu gestalten, macht die Geschichte kompliziert, zuweilen unnötig rätselhaft. Ein dritter Band ist angeblich nicht geplant. Doch in „Garou“ sind so viele neue Viechstypen angelegt, dass darauf kein Verlass ist. Warum sollen die Mäh-Polizisten nicht mal rund um Dachau ermitteln, der Heimat der 35-jährigen Autorin? Vielleicht knacken sie dann ihr Pseudonym. Der Werwolf schafft es nicht.

#### Kerle ohne Sexbremse

Dass Männer selten Heilige sind, weiß die Welt seit Kain und Abel, seit Sodom und Gomorra. Ihr eingebautes Testosterondynamik macht sie aggressiv, kampflustig und untreu gegenüber ihrem Damenflor. Selbst seine Kirchenmänner hat der Herr nicht mit einer Sexbremse ausgestattet. Und warum treiben sie es so bunt? Weil es „um die Ausübung der Macht und die Stärkung des eigenen Selbstwertgefühls“ geht. Sagt Roman Maria Koidl, Schokohändler und Publizist, der sein Wissen über die fremdgängerischen Geschlechtsgenossen in dem Werk „Scheißkerle – Warum es immer die Falschen sind“ dokumentiert hat (Hoffmann und Campe, 17 Euro. „Spiegel“-Sachbücher Platz 4). Während ihm Kollegen vorwerfen, er habe „den Bund der Männersolidarität“ verlassen, dürfen Frauen Ratschläge entgegennehmen: Färben Sie sich den Kerl nicht schön! Ziehen Sie die Reißleine, wenn er falsch spielt! Zeigen Sie ihm die Rote Karte! Und so weiter.

Großzügig, wie Männer nun mal sind, wollen wir niemanden davon abhalten, diese poppige Aufklärung über maskuline „Beziehungsschlampen“ zu studieren. Nur zweierlei sei angemerkt. Erstens: Verallgemeinerungen sind meist falsch. Und zweitens: es soll auch unternehmungslustige Damen geben. Wobei wir uns hüten, vor selbigen zu warnen. Wäre ja schad drum...

## Meine Buchtipps

### Uscha Kloke

**Buchhändler** kennen den Buchmarkt und das literarische Leben. Jede Woche fragen wir sie nach den Büchern, die ihnen aufgefallen sind. Heute: Uscha Kloke vom Botnanger Buchladen in Stuttgart-Botnang.

#### Erfolgstitel der Woche

Christa Wolf: Stadt der Engel  
Louise Welsh: Das Alphabet der Knochen

#### Neuerscheinung der Saison

Marie NDiaye: Drei starke Frauen

#### Mein Lieblingsbuch

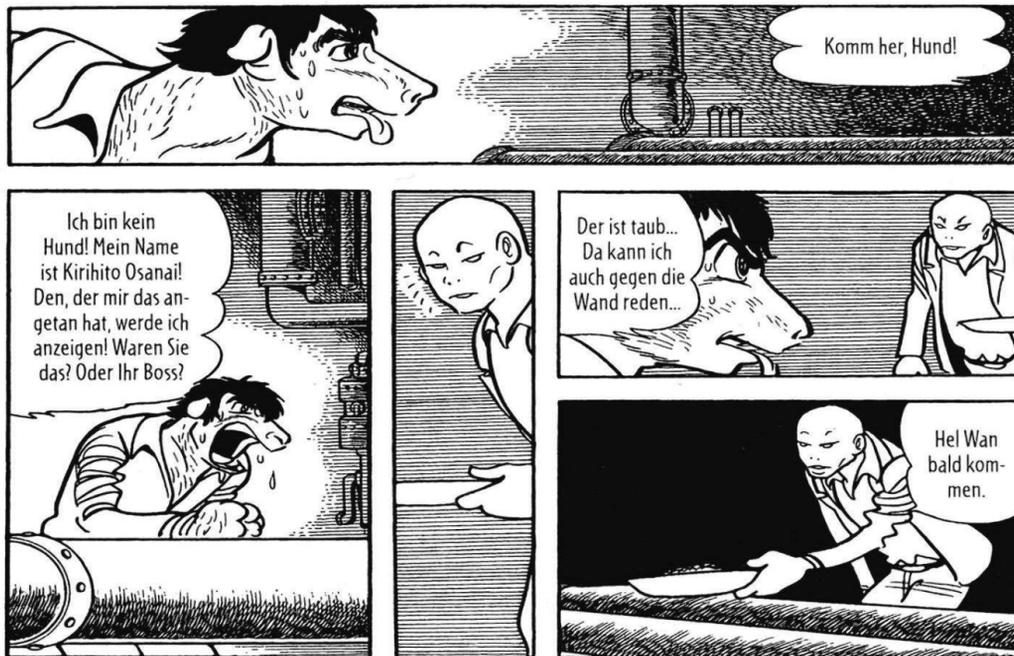
Klaus Wagenbach: Die Freiheit des Verlegers

Texte von einem engagierten, unabhängigen Verleger, politischen Querkopf und großen Italienliebhaber. Klug, heiter und lesenswert.

## Von StZ-Autoren

### Stefan Brändle „Im Licht der Provence“

Stefan Brändle, Pariskorrespondent der Stuttgarter Zeitung, hat sich auf eine ausgedehnte literarisch-künstlerische Tour de Provence begeben. Mitgebracht von seiner Reise hat er eine Porträtsammlung von drei Malern und drei Dichtern des 19. und 20. Jahrhunderts, deren Werk von der Landschaft zwischen Nizza und Nîmes stark beeinflusst oder sogar erst ermöglicht wurde: „Im Licht der Provence – Maler und Dichter im Midi“ (Reclam Verlag, Ditzingen, 218 S., 12,95 Euro). So gilt der in Aix-en-Provence geborene Paul Cézanne als erster Maler der Moderne, der aus dieser „terre de lumière“ stammt. Brändle zeigt anhand von Selbstzeugnissen, Werken und Wirkungsstätten der porträtierten Künstler, welche äußeren Inspirationsquellen – das gleißende Licht, das azurblaue Meer – ihre Sujets, ihre Ausdrucksweise und ihr Selbstverständnis als Künstler beeinflusst haben. Neben Cézanne und Matisse porträtiert er den Niederländer Vincent van Gogh vor, der in der Provence seine beiden letzten Lebensjahre verbrachte und dem das „hohe Gelb“ des Südens zu einer schier explodierenden Produktivität verhalf. Neben den Schriftstellern Jean Giono und Albert Camus wird der Lyriker und Camus-Freund René Char vorgestellt. Bei seiner Spurensuche hat der Autor auch Menschen besucht, die eine enge Beziehung zu den allesamt verstorbenen Berühmtheiten haben, so die im Haus ihres Vaters Albert Camus in dem kleinen Ortes Lourmarin lebende Tochter Catherine. Der Pfarrer Simon in Vence kannte Matisse zwar nicht mehr persönlich, weiß aber die Glasarbeiten des Künstlers in der Kapelle Notre Dame du Rosaire, ein Spätwerk von Matisse, geistreich zu würdigen. Zahlreiche Abbildungen, Lebensläufe, Literaturhinweise und Register ergänzen die Kapitel. *ang*



## „Kiri-hito“, der Manga-Klassiker von Osamu Tezuka

**Comic** In einem japanischen Bergdorf breitet sich die rätselhafte Monno-Krankheit aus, die Befallenen entwickeln vor ihrem Tod eine hündische Physiognomie und die Gier nach rohem Fleisch. Der junge Arzt Kiri-hito Osanai stellt vor Ort fest, dass die Krankheit nicht, wie dies sein karrieresüchtiger Chef verbreitet, durch ein Virus verursacht wird, sondern durch verseuchtes Grundwasser. Osamu Tezuka, der Altmeister des Manga, hat „Kiri-hito“ in den frühen siebziger Jahren geschaffen, wohl inspiriert durch die deformierende und durch

Quecksilberabfälle ausgelöste Minamata-Krankheit. Sein Medizinthriller um Macht, Moral, Religion und Humanität ist nun auch bei uns erschienen (Carlsen Verlag, drei Bände, je 288 Seiten, 16,90 Euro). Es ist große, spannende Kolportage, aber mit ambivalent schillernden Charakteren und erzählt in einem Stil, der kühn zwischen fast fotorealistisch detaillierten Panels und effektiven Karikaturen wechselt. Und immer noch wirkt diese Geschichte, die den nun selbst erkrankten Kiri-hito bis nach Afrika führt, brennend aktuell. (RKO)

## Teneriffa wär's gewesen

**Abenteuer** Von Alan Bennetts Komik sollte man sich nicht täuschen lassen: „Ein Kracker unterm Kanapee“. *Von Georg Patzer*

Doris und Wilfred. Heute heißt kein Mensch mehr Doris. Wilfred auch nicht. Solche Namen gehören ins Museum. Im Altenheim heißen sie alle Alice und Doris. Mabel und Gladys. Antiquitäten. Zum Wegschließen in Vitrinen. „Wie heißen Sie? Doris? Ach so. Dann packen Sie Ihre Koffer. Sie gehören ins Altersheim.“ Ins Heim. Ich nicht. Keine Sorge.“ Sie sitzt auf dem Boden, als sie das erzählt, denn sie ist auf die Anrichte gestiegen, trotz Schwindel und Herzschrittmacher. Weil Zulema wieder einmal nicht richtig geputzt hat. Und natürlich ist sie gestürzt und hat sich was gebrochen. Und nun entdeckt sie auch noch den Kracker unterm Kanapee.

Wie Doris geht es vielen Frauen in diesen sechs Geschichten, den sechs Monologen. Einsam sind sie, auch in Gesellschaft, denn sie werden nicht mehr verstanden, wurden ausgemustert oder haben sich selbst ins Aus manövriert. So ist Graham, der schon über vierzig ist, entsetzt, als seine Mutter plötzlich einen Verehrer hat, einen Mr. Turnbull, und auf einmal alles anders sein soll: Normalerweise finden sie beide, dass Rot „eine gewöhnliche Farbe“ ist. Aber als Mr. Turnbull sie in ein neues Café einlädt, ist dort alles rot, die Lampenschirme, die Kleidung der Kellnerinnen, die Teller und die Soßenspender aus Plastik. Was sagt die Mutter? „Ach, das sieht aber fröhlich aus, nicht, Graham?“ Und als sie etwas trinken wollen, sagt Graham: „Wir mögen lieber Tee“, aber die Mutter

meint: „Nein, mir ist nach ein bisschen Abenteuer. Ich nehme Kaffee.“ Ihr ist so sehr nach Abenteuer, dass sie mit Mr. Turnbull nach Teneriffa will. Natürlich ist der ein Betrüger und der paranoide Graham sehr froh, als das rauskommt. Denn so ist seine kleine Welt wieder in Ordnung.

Es geht um das Leben in diesen Geschichten des Briten Alan Bennett: um verpasste Gelegenheiten, Lebenslügen und Neurosen, die in diesen Erzählungen sichtbar werden. Bennett lässt die Protagonisten erzählen, und obwohl sie die Tragweite des Erzählten selber gar nicht verstehen, werden die kleinen, oft bitteren Schicksale präzise, detailliert und facettenreich lebendig. Es sind Alltagserzählungen, die erst, wenn man hinter die humoristische Fassade schaut, hinter die Spaßchen, die die armen Geschöpfe noch machen, ihre brutale Grausigkeit zeigen.

Man lasse sich also nicht täuschen: unter dieser menschenfreundlichen Maske ist Bennett ebenso unerbittlich wie seine große Kollegin A. L. Kennedy. Aber er benutzt andere Mittel. Wo Kennedy von innen her seziert und sogar im größten Elend noch das überirdische Glück findet, deckt Bennett das soziale und psychische Elend der unteren Mittelschicht mit britischem Understatementhumor fast zu.

**Alan Bennett: Ein Kracker unterm Kanapee.** Übersetzt von Ingo Herke. Wagenbach Verlag, Berlin. 138 Seiten, 15,90 Euro.

## Im Fluss der Zeit

**Russland** Olga Martynova lässt sich von Daniil Charms inspirieren und stellt fest: „Sogar Papageien überleben uns“. *Von Eva Pfister*

Wenn Luftballons müde werden, sinken sie ganz langsam zur Erde. Man stelle sich nun vor, man sehe keinem Luftballon zu, sondern einer Holzkuhle. Wenn man ruhig weiter seinen Tee trinkt oder telefoniert, während diese fällt, dann fände das alles innerhalb einer Sekunde statt! Dieses Spiel nannte der russische Dichter Daniil Charms „Beschleuniger der Zeit“. Überliefert hat es uns Olga Martynova: „So badet man in der Zeit, bekommt tausendfach mehr von dieser kostbaren Substanz. Nur würde ich das Spiel Verlangsamung der Zeit nennen.“

Die russische Lyrikerin Martynova lebt seit 1991 in Deutschland und schreibt in deutscher Sprache. Den Titel ihres ersten Romans – „Sogar Papageien überleben uns“ – findet ihre Heldin Marina in einem Buch von Joseph Roth, zufällig und spielerisch. Auch das verbindet Marina, die Literaturwissenschaftlerin aus St. Petersburg, mit ihrem Spezialgebiet, den russischen Avantgarde-Dichtern der Oberiuuten, zu denen Charms und Wedenskij gehören.

Während Marina auf einer Vortragsreise durch Deutschland Konversation macht oder sehnsüchtig Anrufe von ihrem deutschen Exliebhaber erwartet, tragen sie ihre Assoziationen in vergangene Zeiten: nach Leningrad 1986, wo sie den Austauschstudenten Andreas kennenlernte, oder in die Jahre der Perestroika, als die Zeit „zu knicken und zu knacken“ begann und sie abenteuerlich durch Sibirien reiste. Ihre

Beschäftigung mit den Oberiuuten führt sie zurück in die dreißiger Jahre, als Charms und sein Freunde „den Unsinn als Erkenntnismittel gewählt“ hatten, um die absurde Welt zu verstehen. Ältere Freunde erzählen Marina von den vierziger Jahren, vom Hungern im belagerten Leningrad.

Marina steht im Zeitfluss, so beschreibt sie ihre Situation gleich im ersten der vielen kurzen Kapitelchen: Eine Frau hält sie auf den Armen in einem tosenden Bergbach. Sie bewegt sich nicht – und trotzdem gelangt sie ans andere Ufer.

Die Beschäftigung mit der Zeit ist nicht bloß Spiel. Marina hat das Wegbrechen einer Welt erlebt, das Ende der Sowjetunion. Und damals erinnerte man sich wiederum an eine frühere, verbannte Zeit, von der nur noch Dinge erzählt: Bilder, Fotos, eine Rokokovase. Olga Martynova schafft in ihrem Roman eine besondere, dichte Atmosphäre. Mit ihrem leicht daherkommenden, aber oft abgründigem Geplauder zieht sie die Leser tief hinein ins Nachdenken über das Dichten, die Zeit und über die Liebe. Denn ein Liebesroman ist das Buch auch, das von der Faszination und den Missverständnissen zwischen Deutschen und Russen erzählt und mit treffsicheren satirischen Seitenhieben wie mit berückenden lyrischen Passagen aufwartet.

**Olga Martynova: Sogar Papageien überleben uns.** Roman. Droschl Verlag, Graz/Wien. 208 Seiten, 19 Euro.